

(Nachdruck verboten.)

20] Am häuslichen Herd.

Roman von Juan Franco.

Sechs Uhr vorüber, und Anton noch immer nicht da. Gewiß hat ihn einer der höheren Offiziere zum Thee und auf ein Plauderstündchen gebeten. Sie trank also allein mit den Kindern den Kaffee und erlaubte ihnen dann, zu spielen. Doch die Kinder baten um die Erlaubniß, in die Küche gehen zu dürfen, wo Gregor, der mit Mundi bereits auf freundschaftlichem Fuße stand, für ihn eine kleine Tischlerwerkstatt errichtet hatte, und ihn lehrte, mit Feile und Bohrer umzugehen. Pieschen wollte ihrem Bruder nicht nachstehen, und obwohl Marie ihr einzureden suchte, daß für ein Fräulein eine derartige Beschäftigung nicht passe, drängte sie sich ebenfalls zur Arbeit, und in einer Stunde hatten die Beiden in dem, ihnen von Gregor als Verbmateriale überlassenen Brettchen so viel Löcher gebohrt, daß es wie ein Sieb ausah. Und während die Kinder arbeiteten, saß Gregor auf der Bank, rauchte seine Pfeife und erzählte, mehr für Marie als für die Kinder, von seinen und des Hauptmanns sonderbaren Abenteuern in Bosnien, von den Räuberbanden und den Aufständischen im Gebirge, von den Türken und ihren Frauen, von mohamedanischen Kirchen und alterthümlichen Bauten, von dem Volke, den Bergen und der Pflanzenwelt dort. Als Bauer interessirte er sich für diese Dinge am meisten, und auf seinem breiten, gutmüthigen Gesichte, das ein mäßig großer schwarzer Schnurrbart zierte, konnte man aufrichtige, innere Zufriedenheit lesen, als er sah, daß Marie sich ebenfalls dafür interessirte, daß sie sich mit Sachkenntniß und Vorliebe nach der Lebensweise und den Arbeitsverhältnissen des bosnischen Volkes erkundigte.

Angela empfand indeß im Zimmer Langeweile. Was konnte es bedeuten, daß Anton nicht kam? Wie schlecht von ihm! Kaum der zweite Abend ist es, den er in Lemberg bringt und schon beginnt er, sie zu vernachlässigen. Sie zerbrach sich den Kopf darüber, wo er jetzt weilen konnte, mit wem, und worüber er sprach.

Sie kam auf verschiedene Einfälle, und bekämpfte sie dann selbst; nur vor der einen Kombination bebte ihre Phantasie zurück, daß er sich jetzt im Offiziers-Kasino befinden konnte. Ohne zu wissen warum, glaubte sie doch fest daran, daß Anton heute nicht hingehen werde. Sie nahm eine Arbeit zur Hand, sah, an nichts mehr denkend, da und lauschte auf jedes Geräusch, jeden Klang, jeden Tritt, der aus dem Vorhaus hereindrang, glaubte, daß er nun komme, und täuschte sich immer wieder. Sie beneidete die Kinder um die lustige Unterhaltung in der Küche und war einige Mal auf dem Sprunge hineinzugehen, aber immer hielt sie etwas davon ab. Vielleicht kommt Anton! Sie malte sich in Gedanken seine Gestalt, seine Bewegungen, seine Stimme, stellte sich vor, wie er sie begrüßt, küßt und um Entschuldigung bittet, wie er auf seine Art die Knöpfe seines Mantels zu öffnen beginnt, dann die Arbeit unterbricht um ihr die Hand zu küssen, wie er den Schnee von der Mütze schüttelt, den Mantel ablegt, dann die Lampe richtet, im Zimmer herumrennt und etwas mit lebhafter Gesticulation erzählt, dann wieder vor ihr stehen bleibt, und erst jetzt bemerkt, daß er den Säbel abzulegen vergessen hat. Der herzensgute, geliebte, geradsinnige, goldene Mann! Die Jahre die er in Bosnien verbracht, die Mühen und Anstrengungen die er durchgemacht, haben ihn nicht verändert. Er ist sogar hübscher, reifer geworden; nur das Gesicht war etwas gebräunt, sonst war alles unverändert geblieben.

Angela träumte im wachen Zustande, unbeweglich am Tisch sitzend mit geschlossenen Augen und lächelte ihren Träumen zu. Ihre Träumereien wurden jetzt von einem schwachen Klopfen an der Thür unterbrochen.

Angela sprang erschreckt vom Sessel auf und blickte um sich, als ob sie Hilfe oder Schutz suchte. Doch es war keinerlei Gefahr zu sehen, nur das leise, schüchternste Klopfen wiederholte sich.

„Herein!“ rief Angela.

Schüchtern trat, in ein Tuch gewickelt, ein älteres Weib herein. Angela erkannte sie im ersten Augenblick nicht.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte das Weib, sich verneigend.

„Ach, Ihr seid es, Agnes!“ rief Angela. Agnes war Juliens Dienerin.

„Was ist geschehen, daß Ihr hierherkommt?“

„Die Frau hat mich hergeschickt. Hier habe ich einen Brief,“ sagte Agnes und legte auf den Tisch vor Angela eine kleine in ein Kouvert gesteckte Visitenkarte.

„Julie schreibt mir?“ fragte Angela verwundert. „Was ist denn geschehen, daß sie nicht kommen kann? Ist sie krank?“

„Nein, gnädige Frau, nicht krank. Wahrscheinlich steht das im Brief. Lesen Sie ihn gefälligst. Meine Frau hieß mich auf Antwort warten.“

Angela zerschchnitt mit der Scheere das Kouvert, nahm die Karte heraus, die mit der feinen schönen Schrift Juliens dicht beschrieben war. Der Inhalt lautete: „Liebe Angela! Soeben habe ich etwas für uns beide höchst Wichtiges erfahren. Du kannst unmöglich darauf kommen, was geschehen ist. Wir müssen unbedingt sogleich zusammenkommen und berathen, was zu thun ist. Ich wäre schon zu Dir gekommen — weil ich allein den Kopf verliere —, doch nach dem dummen Auftritt am Mittag fürchte ich, mit Deinem Manne zusammenzutreffen. Ich habe große Achtung vor ihm, fürchte ihn aber noch mehr. Schreibe nur, oder besser, schreibe mir garnicht und wirf auch meine Karte ins Feuer. Lasse mir durch Agnes sagen, wenn ich kommen soll. Wenigstens auf einige Minuten! Deine Julie.“

Angela's Staunen war aufs höchste gestiegen. „Was ist das für eine Nachricht, von der Julie spricht?“ rief sie unwillkürlich laut.

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau,“ erwiderte Agnes.

„Wer war dort, wer hat ihr so etwas erzählen können?“

„Ich weiß nicht, es kamen ja verschiedene Herren.“

„Nun, geht nach Hause und sagt der Frau, daß ich sie gleich herbitte,“ sagte Angela, gab Agnes 20 Kreuzer und schloß hinter ihr die Thür.

Nun zitterte sie vor Neugier wie im Fieber. Sie betete, daß Anton noch eine Stunde ausbleibe, damit er Julie nicht bei ihr finde. Sie sah auf die Uhr, es war sieben. Sie setzte sich und versuchte Agnes auf ihrem Heimgang in Gedanken zu begleiten. Sie durchwatet den Koth auf der Czarnacki-Gasse, kommt auf den Bernhardiner-Platz, passiert die Zelte der Obsthändler, biegt in die Galiezer-Gasse ein, kommt auf den Ringplatz, geht beim Rathhaus vorüber quer über den Ringplatz, und ist auf der Dominikaner-Gasse. Daß doch diese Alte nie direkt über die Promenaden-Anlagen bei der Statthalterei gehen will. Die geringste Begegnung jagt ihr dort furchtbaren Schrecken ein, und so zieht sie es vor, einen großen Bogen und einen zweimal so großen Weg zu machen. Angela ärgerte sich über die sonderbare Furcht der Alten, die sie noch seit ihrer Kindheit hegte, da sie zehn Jahre alt mit ihrer Mutter ein Wäldchen in der Nacht passirte, und beide von Räubern überfallen wurden, die Mutter wurde auf schreckliche Weise ermordet, sie selbst flüchtete fast besinnungslos ins Dickicht, versteckte sich unter einen Haufen durrer Aeste und blieb dort ohnmächtig, halbtodt bis zum nächsten Tage liegen, wo man sie fand und aus ihrem Bersted hervorholte. Seit dieser Zeit konnte Agnes zur Abendzeit keine Anlagen passiren, und wenn sie auch nur aus einigen Bäumen bestanden. Jetzt aber muß sie doch schon zu Hause angelangt sein. Julie nimmt Mantel und Hut und eilt schon geradenwegs zu ihr, in einigen Minuten ist sie hier und erzählt, was geschehen ist.

Angela fühlte, wie ihre Unruhe wuchs. Wenn Anton jetzt kommt! Wenn er Julie bei ihr zu so später Stunde trifft! Später Stunde? Es ist ja kaum acht Uhr. Um die unklare und durch nichts motivirte Angst zu bekämpfen, erhob sie sich und ging in die Küche.

„Nun, Kinder, es ist Zeit zum Schlafen! Morgen früh geht Ihr in die Schule!“

„Laß uns nur noch ein Weilchen arbeiten, Mütterchen!“ rief Mundi. „Schau, welch einen geraden Einschnitt ich gemacht habe!“

„Und ich habe aus lauter Böchern diesen Kreis hier ausgebohrt! Schau, wie schön!“ rief Pieschen.

„Wer hat es Euch gelehrt?“
 „Gregor!“ riefen beide Kinder, auf Gregor zuspringend, der gutmüthig lächelnd auf der Bank saß.
 „Das ist schön! Aber für Euch ist's Zeit zum Schlafen-gehen!“
 „Wirst Du auch mit uns schlafen gehen, Mütterchen?“ fragte Lieschen, indem sie den Bohrer weglegte und ihr Kleid von den Holzspänen reinigte.
 „Nein, mein Kind, ich muß noch warten, bis der Vater kommt.“

„Wo ist denn der Vater hingegangen?“
 „Zum Herrn General,“ sagte Angela.
 „Und kommt er bald zurück?“
 „Das weiß ich nicht, mein Kind. Aber ich muß auf ihn warten. Vielleicht wird er hungrig sein, dann muß ich ihm zu essen geben.“ Mit diesem Gespräch über den Vater lockte Angela die Kinder aus der Küche ins Zimmer, zog sie dann aus und brachte sie zu Bett.

„Nein, nein, Mütterchen, geh' nicht fort, erzähl' uns noch vom Vater!“
 „Was soll ich Euch erzählen?“
 „Wie gut er ist, weißt Du, Gregor hat uns so wunderschöne Geschichten von ihm erzählt.“
 Und Lieschen zwinkerte mit den Augen vor lauter Entzücken.

„Was waren das für Geschichten?“
 Er erzählte, wie einmal in einer großen Stadt ein großes Schießen und Hauen war. Die Leute hieben einander in Stücke, hörst Du, Mutterl, und dann entstand ein großes Feuer, alle Häuser brannten, daß es ganz schrecklich zu schauen war. Nun, vor einem brennenden Hause stand ein Haufen Türken, und unsere Leute fielen über sie her. Sie schossen nach den Unserigen und die Unserigen nach ihnen, so lange, bis alle erschossen waren. Wie nun alle Türken todt auf der Erde lagen, und das brennende Haus zusammenzusinken begann, da sahen die Unserigen, daß aus den Fenstern dieses Hauses noch geschossen wurde. Da wollten die Unserigen auch nach den Fenstern hinausschießen. Doch der Vater rief: Halt! Das sind Frauen! Und es waren wirklich drei Türkenfrauen. Da schrien die Unserigen: Nieder mit ihnen! Die Frauen schossen so lange, bis die ganze Ladung verschossen war. Dann warfen sie die Büchsen zum Fenster hinaus. Da sagt der Vater zu Gregor: Mir nach, Gregor, sonst verbrennen die armen Frauen! Sie liefen also ins Haus hinein, erbrachen die Thür und die Türkenfrauen glaubten, daß man sie ermorden wollte, und warfen sich mit Messern über sie her. Doch der Vater wand der Einen das Messer aus der Hand, Gregor that dasselbe mit der Anderen, und die Dritte stieß sich selbst das Messer in die Brust. Die anderen Zwei wurden von Vater und Gregor aus dem Zimmer getragen; kaum hatten sie das Zimmer verlassen, als der Pfand herunterfiel, und so verbrannte die dritte Türkenfrau.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wie sehnsüchtig starrt so mancher arme Teufel nach dem Schauladen des Geldwechslers! In den Schüsseln sieht er die Gold- und Silbermünzen. Er ist vielleicht zu Tode betrübt; die folgenschwersten Entschlüsse seines Lebens hingen davon ab, würden ihm nur ein paar dieser dummen Goldstücke in die Hände gedrückt. Und welche Lustschlüssel baut die träumerische Phantasie, wenn sie auf das Thema vom lockenden Golde kommt. Es ist ein Lieblingsspiel der Meisten, die gar nichts haben, daß sie sich wenigstens am „hätt' ich doch!“ ergöhen. Wie schweift die Einbildungskraft gerne in die Weite; wie wollte der genießen, wie jener sein Leben werththätig einrichten. Wenn er nur die Wunschkruthe kenne, die ihn zu verstreuten Schätzen führte!

In unserer nächstem, disziplinierten Gesellschaft passiert nun ein Vorgang, der uns phantastisch streift. Das Märchenhafte hat sich ereignet. Ein Mann, der nichts besaß, wurde im Handumdrehen ein großer Herr und die braunen Scheine, die er an sich zu locken verstand, flogen ihm leicht von der Hand, leichter, als Tausenden und Abertausenden die Groschenstücke. Ein jeder Griff, eine rasch ausgeübte Gelegenheit und der Zauber war gethan.

So jäh Wandlungen haben etwas Räthselhaftes an sich. Mit dem Mann und seiner That beschäftigt man sich darum in weiten Volkstreifen. Hätte Grunenthal einen Onkel in Amerika beerbt, dann wäre es „eine Sensation“ für eine flüchtige Minute gewesen, es hat einmal ein Faktor Glück gehabt. Aber das Phantastische der That in einem modernen Betrieb übt seinen Reiz. Die ver-

wegenen Einbrecher aus grauem Alterthum, die den Schatz Phampfinitz zu stehlen unternahmen, beschäftigten einstmals die Volkslage.

In anderer Weise interessiert Grunenthal als psychologischer Fall. Noch ist unaufgeklärt, welchen Weg er fand, um zu seinen Schätzen zu gelangen. Die Einbildungskraft setzt am liebsten das Abenteuer an erste Stelle. Hier sind die Tausendmarkscheine übereinander geschichtet, verschlossen und verwahrt. Bedrucktes Papier und es vermag so viele Werthe darzustellen. Ein Griff, eine Gelegenheit und du bist Herr über diese Werthe. So ungefähr stellt man sich vor, seien die ersten versuchenden Gedanken im Hirn Grunenthal's aufgestiegen. Dann das Gefühlleben des Mannes nach der That! Welche Fülle von Phantajen, welche Unmenge von Vermuthungen kann man da aufbauen. Die merkwürdigsten Seltsamkeiten können nicht mehr überraschen. Selbst die sentimentalste Einbildungskraft findet Stoff, sich daran zu bethätigen.

Es ist dem Fall Grunenthal auch nicht erspart geblieben. Man denke nur an die Kirchhofszenen. Wie viel Sentimentalität läßt sich mit dieser Seltsamkeit verknüpfen, die vielleicht nur einen trankhaften Geistesvorgang darstellt. Am Grabmal seines eigenen Kindes versteckt Grunenthal einen Theil seines Schatzes. Er schleicht hin, als wollte er des Verlorenen gedenken; und in seiner Seele lauert die Gier, das Ertraste sich zu holen. Wie leicht könnte ein inneres Gesicht in ihm wach werden und die Augen seines Kindes könnten ihn anstarren, wie das mahnende Gewissen.

In der That konnte man den „todten Kinderaugen“ diesmal in öffentlicher Besprechung begegnen. Grunenthal indessen war vermuthlich nicht der Mann, der schreckhaften Gemüthes vor solcher Phantastik leicht erblaste. Die gemüthliche Seite scheint weder vor noch nach der That bei ihm besonders lebhaft entwickelt gewesen zu sein. Er lebte eigentlich, wie ein richtiger Dugend-Vergnügling, manchmal wie ein renommißreicher Prahlhans in den Tag hinein. Die Weiber von der Sorte, die unschwer zu erobern ist, waren eben seine Passion. Im übrigen ließ er sich in aller Bequemlichkeit gehen. Es fiel ihm nicht ein, sich in Sicherheit zu bringen, ehe er entdeckt wurde. Mit einem gewissen Phlegma vertraute er auf seinen Stern: seine Umgebung werde ihn eben immer als glücklichen Börsenspekulanten ansehen, der sich schon besondere Ausgaben gönnen könne. Damit gemüth! Ihm wurden die braunen Bankcheine wirklich nicht schwer; und man legt um des überraschenden und noch nicht klargelegten Vorfalls willen mehr Geheimnisse in die Person Grunenthal's, als diese Person nach der psychologischen Seite hin verdient.

Ein anderer überraschender Vorfall der jüngsten Zeit wird zwar keine Phantastien aufregen, aber doch als öffentliches Symptom Tagesgespräch werden. Unser Oberbürgermeister also will Ernst machen und die schwere Kette ablegen. Früher hat er sie manchmal leichteren Muthes getragen. Nun ist ihm in seinem Amt so bange geworden, wie vielleicht manchem Jüngling des Zentrums von heute, der bei sich denkt: Regierungsfähig sich erhalten, das erhebt die tapfere Männerbrust. Wenn nur daheim die rauhen Stürme nicht wären. Wie leicht wirbelt solch ängstlich gehütetes Mandat in die Lüste. Herrn Zelle's Wänglichkeit ist neuen Datums. Sonst häßte er zwischen Regierung und Stadtverordneten immer noch fröhlich und heiteren Sinnes einher und lächelte. Ward er auf eine Wolke, mit Heftigkeit geladen, aufmerksam gemacht, er hatte sein feines Lächeln übrig, schüttelte mit dem Kopf und sagte: Nicht doch, liebe Freunde: das ist keine Wolke, ein Wölkchen nur, ein Nebelstied. Zertheilt er sich, um so strahlender wird die Sonne leuchten. Nun ist unser frische und so geschmeidige Zelle des Lächelns müde und er hat ganz plötzlich die Last seiner Jahre entdeckt, die man ihm doch sonst nicht angemerkt hätte. Ja, ja, die Märzstürme, sie hatten immer ihr Bedenkliches für alle Leute, die „auf der Brust“ nicht kräftig genug sind. Unser milder Oberbürgermeister wird wohl vor dem rauhen Berliner Wind im Süden Schutz und Erholung suchen; und wenn wir gerecht sein wollen, der Märzentage Dual war groß für ihn. Auf der einen Seite das Regierungspräsidium mit seinem gleichförmigen: Duck' dich, auf der anderen die Männer der Gemeinde mit ihrem ebenso gleichmäßigen: Schnell empor und halte den Nacken steif. Das hält niemand auf die Dauer aus; das wäre das Dasein eines automatischen Stehaufmännchens. Noch vor einigen Tagen, als die ersten Statuen der neuen Bildsäulengallerie im Thiergarten enthüllt wurden, verbarg Herr Zelle unter freudigem Lächeln seine innere Betrübniß, den Kummer, der ihn zur Entsagung trieb. Er war so stark im Nachgeben und noch immer war's nicht genug. Da begann sich der Pessimismus in unserem frohemüthigen Bürgermeister zu regen und er fiel — eine Märzleiche.

Witzig ist das Bestreben unserer Berliner nicht, sich die Fürststatuen an der Siegesallee anzusehen. Trotz der Neugierde, die man dem Berliner, wie jedem Großstädter, nachsagt. Noch stehen die ersten Fürstendenkmäler, die Vorläufer zur Statuengallerie ziemlich verlassen da und sie wirken in der drohend schneidigen Haltung, die unseren Herren Künstlern wahrscheinlich als das Ideal des Heldenthums vorkommt, ganz eigenhümlich. Es ist, als wollten sie dem, der an ihnen vorüberkommt, zuzufen: Hü! Dich, komm mir nicht zu nah! Die Künstler hatten freilich keine Vorbilder für die alten brandenburgischen Fürsten; und so fielen sie, was ihnen als Heldennuster neuester Façon vorkam, in alte Kostüme. Man hilft sich eben, wie man kann. Man hat auch den gelehrten und geist-

vollen Verfasser und Redakteur des Sachsenspiegels, des niederdeutschen Rechtsbuchs, einem Fürsten als Zeitgenossen beigegeben, wiewohl weder er noch seine Weise mit dem damaligen noch wüsten märkischen Kulturzustand etwas zu schaffen haben. Das ist ähnlich, wie wenn zur Verherrlichung Friedrich II. der Musiker Bach herangezogen wird. Er, der starkgläubige, innerlich fromme Komponist und der skeptische Friedrich II. mit seinem Voltaire am preussischen Hof. Alpha.

Kleines Feuilleton.

— „Wenn die Fürsten fragen.“ Unter den März-Erinnerungen, die jetzt in der Presse austauschen, befinden sich auch viele, die falsch sind. Erinnerungen sind Gedächtnissache, und das Gedächtniß ist trügerisch, weil es gern Thatsachen mit Einbildungen mischt. So zitierte dieser Tage ein Korrespondent der „Voss. Zig.“ das obendrein unrichtig wiedergegebene Lied: „Wenn die Fürsten fragen“ als „Hedder Lied“. Jenes Lied ist Mitte der dreißiger Jahre in den Reihen deutscher Flüchtlinge nach dem Hambacher Fest und nach dem Frankfurter Putsch entstanden. Es ist ein Truglied des Galgenhumors, des kurrrenden Magens, das den „Fürsten“, d. h. den Nachtigabern in Deutschland Spott und Verachtung ins Gesicht wirft. Das Lied, welches sich in Liebknecht's „Robert Blum“ vollständig findet, verkörpert die Flüchtlinge und Demagogen in der Figur Absalon's, und läßt ihn zwar an keinem Baume hängen, aber „an dem Traume einer Republik“. Das „Hedderlied“ ist um mehr als ein Jahrzehnt jünger und stammt aus Baden, wo es schon vor Ausbruch der März-Revolution nach der Melodie von „Schleswig-Holstein meermuschlungen“ gesungen ward. Der Name des „Dichters“ ist nicht bekannt — es scheint Kollektiv-Arbeit gewesen zu sein. Der Anfang lautet:

Heder hoch, Dein Name schalle
An dem ganzen deutschen Rhein.
Deine Treue, ja Dein Auge
Trübt uns all Vertrauen ein.

Während der März-Revolution wurde der Text den Umständen entsprechend wiederholt geändert. Nach dem April-Putsch („Heder-Putsch“) lautete der Schlusssatz:

„Heder, großer deutscher Mann,
Komm und führ uns wieder an!“

Heder riß aber bekanntlich schon im Sommer nach Amerika aus. —

t. Das Pfeisengesicht. Wer kennt nicht die köstliche Reuter'sche Schilderung der Verunstaltung von Jung Jochen's Gesicht infolge seines Pfeiserauchens? Und wer hätte sich nicht schon einmal davon überzeugen können, daß diese Schilderung ganz aus dem Leben gegriffen ist! Die Gewohnheit, beständig Pfeife zu rauchen, übt eine merkwürdige Wirkung auf die Gestalt des Gesichtes aus, die neulich ein Arzt im „Medical Record“ einer anatomischen Betrachtung unterworfen hat. Der Druck der Lippen, durch den die Pfeife in ihrer Lage erhalten wird, verstärkt die Krümmung der Lippen um den Pfeifenstiel, und die Muskeln werden an diesen Stellen fleischer als an anderen. So werden die Lippen mit der Zeit an der „Pfeifenecke“ verstärkt und halten die Pfeife ganz unbewußt in derselben gewohnten Lage. Schließlich bilden sich parallel mit der Biegung des Lippenrandes kleine runde Furchen, welche von feineren Linien durchkreuzt werden, die durch den Druck der Lippen auf den Pfeifenstiel veranlaßt werden. Bei alten Herren, die schon Jahre lang ihre Pfeischen geraucht haben, ist diese Umgestaltung in der Umgebung des Mundes so stark ausgeprägt, daß die ganze Gesichtseite dadurch verändert erscheint, weil die infolge des Alters sich bildenden Falten durch das Halten der Pfeife nicht nur vertieft werden, sondern auch statt ihres gewöhnlichen Verlaufes ihren Kurs so einschlagen, daß sie von dem „Pfeifenwinkel“ ausstrahlen. Ferner werden die Lippen, eine oder beide, oft vorstehend, gerade so wie die Lippen von Menschen, die in ihrer Kindheit Daumenlutscher waren. Auch auf die Zähne und die untere Kinnlade übt das Pfeiserauchen einen sehr deutlichen Einfluß aus. Wer lange Pfeife geraucht hat, wird finden, daß an der Stelle, wo er gewöhnlich die Pfeife zwischen den Zähnen hält, diese stark abgenutzt sind. Alles in allem kommt durch diese Einflüsse eine Art „Pfeisengesicht“ heraus, welches beinahe stets die Pfeife zu halten scheint, auch wenn sie zufällig einmal nicht im Munde steckt. —

— Obstwein und Obstbedarf. Welche große Mengen von Obst dort gebraucht werden, wo viel Obstwein getrunken wird, das zeigt das Königreich Württemberg, welches in den Jahren 1895, 1896 und 1897 165 050 000 Kilogramm Obst eingeführt hat, davon allein 62 710 000 Kilogramm im Jahre 1897. Die größten Mengen (21 830 000 Kilogr.) kamen aus Holland; hieran reihten sich Belgien (12 480 000 Kilogr.), Oesterreich-Ungarn (6 960 000), Italien (4 830 000), Hessen-Nassau (3 810 000), West- und Mittel-Deutschland (3 170 000), die Pfalz (2 740 000), die Rheinprovinz (1 870 000), Spanien (1 420 000), Elsaß-Lothringen (1 210 000), Frankreich (1 150 000), Bayern (510 000), Schweiz (310 000), Baden (250 000), Serbien (140 000), Amerika (20 000), Sachsen (11 000). Daneben wurde aber sogar auch noch Kunstobst bereitet, obwohl die Ernte an Weizenobst nicht schlecht war und ebenfalls zum größten Theile zur Bereitung

von Most und Wein Verwendung fand; zur Kunstobstherstellung wurden 10 930 000 Kilogr. Weinbeeren, Rosinen, Korinthen u. s. w. über Triest und Mannheim nach Württemberg eingeführt. —

Musik.

— Konzerte. Eine über Handwerk und Magdabegabung hinausragende Symphonie in es von Alexander Glazounow eröffnete das 9. Symphoniekonzert der Königl. Kapelle. Der innere Werth der thematischen Erfindung Glazounow's ist nicht gerade von hervorragender Bedeutsamkeit, der unbesümmerte Russe schreckt sogar, wie im dritten Satz, vor einer derben Trivialität nicht zurück; aber er erregt starke poetische Stimmungen und das Interesse für eine feurige Individualität, in der künstlerische Naivetät und allerhand geistige Kultur interessant gemengt sind. Zeugniß seiner Instrumentations-Virtuosität geben die zahlreichen illustrativen Effekte, die besonders das glücklich inspirirte Scherzo mit malerischer Lebendigkeit und charakteristischer Ausdrucksart erfüllen. Nach dieser ergiebigen Talentprobe kam in der „Symphonie espagnole“ von Ballo das gesuchte Raffinement, die blendende Probe, die kalte Begeisterung zu Worte. Herr Hallir spielte das Violinsolo nicht mit der köstlichen Eleganz Sarasate's, der ja in diesem Werke die Sprache seines Vaterlandes hört, er spielte vielmehr alle die oberflächliche Feinheit des Tonstücks mit deutscher Nachdrücklichkeit, mit einer Art ehlicher Empfindung und gebildeten Geschmack. Den zweiten Theil des Programms bildeten Mozart's g-moll-Symphonie und Wagner's „Meistersinger“-Vorspiel — also nach der Repräsentationsmusik, Kunst an sich! —

Der Stern'sche Gesangverein brachte unter der Leitung des Herrn Gernsheim Haydn's „Schöpfung“ zur Ausführung, und die Frische dieses ein Jahrhundert alten Oratoriums, an welchem die Brandungen moderner Musikergesse ohnmächtig zerfallen, erfüllte wieder mit der weisevollen Andacht für unverweilliche Offenbarungen des Genies. Den Gabriel sang Frau Herzog, den Raphael Herr Meschaert mit reiser Künstlerschaft. Für seinen in letzter Stunde heiser gewordenen Tenorkollegen Dietrich sprang Dr. Wüllner ein mit seiner musikalischen Ernsthaftigkeit, seinem intelligenten Willen und seinen fragwürdigen Stimmmitteln. Ihm und Otto Rodnagel verdanken wir die Kenntniß, wie sich das Lied in der Absicht und Entwicklung der jungmusikalischen Moderne darstellt. Auf dem Programme standen die Namen Konrad Ansförge, Hermann Behn, Max Schillings, Felix Weingartner, Hermann Junpe, Hans Pfitner, Arnold Mendelssohn, Max Marschall, Rudolf Bied. Ihnen allen fehlt die unerlässliche Bedingung des musikalischen Schaffens: Das melodische Vermögen. Den Spuren krankhaft sensibler Dryiter, die sich in vernebelten Stimmungen und schwülen Gefühlsinlagen ausleben, folgen die meisten Liederkomponisten des Tages, und auch von den genannten Musikern gelang es nur Weingartner und Mendelssohn, erfreuliche Proben liedmäßiger Gestaltungskraft zu geben. Mit kraupfaster Geistreichelei wird harmonisch und rhythmisch getüftelt, mit oberflächlicher Romantik werden deladente Stimmungen erzeugt — und doch will aus diesem Gemisch von Unwahrheit und Schwulst kein glücklicher Gedanke hervorgehen, kein Echo aus den Gesängen Schubert's und Schumann's in die milde, muthlose und raffinirte Literatur des modernen Liedes hineinklingen. Dr. Wüllner sang alles auswendig: Es schien uns der einzige Zug von Größe an diesem Abend, wo es so wenige Musik aus Neigung und Begabung und so viele aus Eitelkeit und Impotenz zu hören gab. — Fräulein Mary Wurm erwies sich in der Singakademie als eine feinsinnige Pianistin, deren Intentionen infolge einer zurückgebliebenen Technik nicht zur eindringlichen Ausführung gelangen. In einem dreißigjährigen Klavierkonzerte aus der Feder der Künstlerin gab es viel liebenswürdige Grazie, klare Formen, gewandte Instrumentation und thematische Einfälle von Reiz und Leben. — Der erblindete Bostoner Pianist Edward Perry fesselte im Bechstein-Saale durch seine vom wärmsten Empfindungsleben zeugenden poetischen Anschlagmodulationen und durch die für einen des Augenlichts Beraubten überraschend sichere Technik. Er spielte Liszt, Rubinstein, Chopin und eigene Arbeiten mit den Mitteln eines bedeutenden Pianisten. Als Partnerin hatte sich ihm Fräulein Jenny Rosa angeschlossen, eine junge Sängerin, die gleich so vielen ihrer Kolleginnen ohne technisches und geistige Reize, ohne innern Drang das Konzertpodium betreten. — Der Klavierabend des Fräulein Obrowska im Bechstein-Saale ließ über ihre Begabung kein erschöpfendes Urtheil zu. Anschlag, Auffassung, Spielfertigkeit enthalten gute musikalische Elemente, andererseits scheint es an echter Schwunghaftigkeit, an kraftvoller Gleichheit der beiden Hände, an präziser und geschmackvoller Behandlung des Pedals zu fehlen. Was das Fräulein bewog, eine verstaubte ausgetrocknete Sonate von F. W. Rust aus dem vorigen Jahrhundert auszugraben, scheint einem überflüssigen Interesse für verdient vergessene Musik-Antiquitäten zu entspringen. — Im römischen Hofe hörten wir in der Interpretation des Waldemar Meyer-Quartetts und der Pianistin Jeype das e-moll Quintett von Chr. Sinding, in Form und Inhalt ein selbständiges Werk voll origineller Energie und urwüchsiger Größe, welches vom Quartett und der Dame mit achtungsvollem Ernste und frischer Accentuirung wiedergegeben wurde. —

Gesundheitspflege.

— Gefährliches Kinderspielzeug. Im nichtamtlichen Theile des Meiningen'schen „Reg.-Bl.“ wird folgendes ver-

öffentlich: „Zuverlässigen Nachrichten zufolge wird seit einiger Zeit ein ziemlich umfangreicher Handel mit Metallpfeifen getrieben, die einen der menschlichen Gesundheit schädlichen Bleigehalt aufweisen. Zumeist sollen diese Erzeugnisse, die sich ihrer Billigkeit wegen eines großen Absatzes erfreuen, aus dem Auslande stammen. Theils finden sie als Signalpfeifen, vorwiegend im Verkehrsgeräthe, im Eisenbahnbetriebe, sowie bei Jagden Verwendung, theils sind sie zu Kinderspielzeugen bestimmt. Neuerdings bilden sie namentlich eine sehr beliebte Beigabe zu Knabenanzügen. Wie vorgenommene Untersuchungen ergeben haben, enthalten manche dieser Pfeifen bis 86 pCt. Blei, während nach fachverständiger Aeußerung ein Gehalt von 10 pCt. Blei, wie ihn das Gesetz, betreffend den Verkehr mit blei- und zinkhaltigen Gegenständen, vom 25. Juni 1887 für Gb., Trink- und Kochgeschirr, sowie für Flüssigkeitsmaße äußersten Falls zuläßt, als die höchste zulässige Grenze auch hier zu betrachten ist. Vor dem Gebrauch von Metallpfeifen, welche einen der menschlichen Gesundheit gefährlichen Zusatz von Blei enthalten, wird hiermit gewarnt.“ —

Aus dem Thierleben.

— Als ein Beispiel für das große Orientirungsvermögen eines Jagdhundes theilt ein französischer Forstmann der „Revue scientifique“ folgenden überraschenden Fall mit. Vincq, Hilfs-Waldbinspektor in Dijon, besaß einen dreijährigen Hund, als Jagdhund nicht sonderlich viel werth, sonst aber äußerst intelligent. Mehrere Male schon hatte Vincq den Hund in den Waldgegenden, wo dieser noch niemals vorher gewesen war, verloren, indem der Hund irgend einer Wildspur folgte; er mußte dann ohne ihn des Abends nach Hause gehen; doch am nächsten Morgen lag dieser vor der Thür des Gasthauses, wo Vincq allmorgendlich auf seinem Auszuge einzutreten pflegte. Diesen Hund schenkte Vincq einem Forsthüter, der mitten im dichten Walde wohnte, um dessen Hühnerstall zu schützen, den die Füchse der Umgegend oftmals plünderten. Einen Monat darauf hatte der Forsthüter in der Stadt Beaune geschäftlich zu thun. Er ging mit seinem Hunde nach dem nächsten Bahnhof Nuits, der schon zwölf Kilometer von seiner Wohnung entfernt lag, stieg dort mit dem Hund ein und fuhr fünfzehn Kilometer mit der Bahn bis Beaune. Der Hund war niemals vorher dort gewesen. In den Straßen der Stadt verlor er ihn. Es blieb dem Waldbüter nichts anderes übrig, als abends allein mit der Bahn zurückzufahren. Er kam in Abendgrauen wieder zu Hause an und war nicht wenig überrascht, als er gegen Mitternacht das wohlbekannte Bellen seines Hundes hörte. Dieser kannte die Umgegend des Forsthauses nur im Umkreise von sechs Kilometern oder etwas mehr; er war dahin zurückgekehrt, indem er querfeldein durch Wald und Feld, mehr oder weniger graden Weges nach Hause eilte, über eine Strecke, die in der Luftlinie etwa 20 Kilometer betrug und durch Gegenden, die ihm völlig unbekannt sein mußten. Wodurch fand der Hund nach Hause zurück? Geruchs- und Gesichtssinn können ihn, wie die Verhältnisse hier lagen, dabei nicht geleitet haben. —

Bergbau.

— Italienischer Graphit. Der wachsende Bedarf der Industrie, namentlich der Bleistiftfabrikation, an Graphit hat in letzter Zeit die Aufmerksamkeit auf das bisher wenig beachtete Vorkommen desselben am südwestlichen Abhange der lottischen Alpen in der Provinz Turin gelenkt. Hier wird seit Anfang der sechziger Jahre im Bezirk Pinerolo Graphit bergmännisch gewonnen, wo er in Flözen mit sehr regelmäßigem Streichen und Fallen in der unteren Abtheilung der westalpinen krystallinischen Schieferformation eingelagert vorkommt und sich in einem halbkreisförmigen Gürtel von etwa 60 Kilometer Länge von Giaverno über Pinerolo bis in die Nähe von Saluzzo erstreckt. Die Hauptgruppen Brutto, Dormigliost und Timosella liegen in den Voralpen unweit der Kreisstadt Pinerolo in der verhältnißmäßig geringen Meereshöhe von 600 bis 900 Meter, und die Abbauverhältnisse sind im allgemeinen sehr günstig. Die „Stahl und Eisen“ berichtet, sind die mittleren und besseren Sorten vollständig kalkfrei und enthalten 70 bis 85 pCt. graphitischen Kohlenstoff neben Kieselsäure und feuerfesten Silikaten. Dieser italienische Graphit ist deshalb bisher wenig bekannt, weil die gesammte Förderung vielfach unter fremdem Namen nach Frankreich, Belgien und England verkauft wurde. Allerdings war der Betrieb der meisten Gruben bis vor kurzem ein ziemlich primitiver. In den letzten Jahren wurden aber Fachleute durch die geologischen Aufnahmen auf dieses Vorkommen des Graphits in Ober-Italien aufmerksam. Seitdem ist in dem jetzt in sachkundigen und kapitalträchtigen Händen befindlichen Grubenbetriebe ein wesentlicher Fortschritt eingetreten. Es sind rationelle Abbaumethoden eingeführt und die vollkommensten Aufbereitungsmaschinen aufgestellt. Die Produktion, die im Jahre 1895 etwa 4000 Tonnen betrug, beträgt nun etwa 12000 Tonnen im Jahre. — („Prometheus“)

Technisches.

— Ueber elektrische Lokomotiven auf Endbahnhöfen berichtet das „Centralbl. d. Bauverw.“: Mag auch die Zeit noch fern sein, wo die elektrische Lokomotive den Dampftrieb auf den Hauptbahnen verdrängt haben wird, so ist doch ein stetiger Fortschritt in der Anwendung der elektrischen Zugkraft im Lokomotivbetriebe unverkennbar. Der „Scientific American“ berichtet von einer bemerkenswerthen Neuerung, die ein weiterer

Beleg hierfür sein würde. Danach ist geplant, den Endbahnhof „Union Depot“ in Boston in Zukunft nur mit elektrischen Lokomotiven zu betreiben und auch innerhalb einer Meile (1,6 Kilometer) von dieser Station keinen Dampftrieb mehr anzuwenden. Die Dampflokomotiven sollen die Züge bis an diese Grenze des elektrischen Bahnhofes bringen und hier an die elektrischen Lokomotiven für den inneren Bahnhofsdienst abgeben, an derselben Stelle auch die ausfahrenden Züge von diesen übernehmen. Trotz des damit verbundenen Zeitverlustes und der erhöhten Kosten hält man die Maßnahme für vortheilhaft, weil dadurch die Unwohner des Bahnhofes von der Plage des Rauches und des Geräusches der Dampflokomotiven befreit würden, namentlich aber die Bahnhofshallen in allen einzelnen Gebäudetheilen der zerstörenden und verunreinigenden Einwirkung der Lokomotivgase entzogen würden. Für solche Bahnhöfe, deren Zugänge in Tunneln liegen, würde hierzu der Vortheil einer reineren Luft in den Tunnelstrecken treten. Dieselbe Quelle berichtet im Anschluß hieran über die Einführung einer elektrischen Verschlusslokomotive auf der Hoboken Shore Road in New-Jersey. Dieselbe hat schwere Güterzüge von den Eisenbahnstationen New-Jersey zu den Liegeplätzen der transatlantischen Dampfer in Hoboken zu befördern. Jede der vier Achsen ist mit einem Triebwerk von 135 Pferdekraften ausgerüstet, so daß insgesammt 540 Pferdestärken geleistet werden. —

Humoristisches.

— Der Ueberdokter. „... O, ich bin glücklich, unsren jehigen Arzt gefunden zu haben! Er ist zwar noch jung, aber geradezu verblüffend geschickt!“ — „Das freut mich! ... So hat er also Deine Frau gesund gemacht?“ — „Das wohl nicht, — aber er hat alles, was unsere bisherigen Aerzte bei der Patientin gefunden und ihr verordnet haben, für puren, blanken Unsinn erklärt.“ —

— Sie kennt sich aus. Hausfrau (zur neu eingetretene Köchin): „... Ich muß Ihnen gleich sagen, daß wir alle kein Bier, sondern Thee trinken. Das ist Ihnen doch recht?“ — Köchin: „Jawohl, Madame! Ich bin schon früher mal bei einer belehrten Säuserfamilie in Dienst gewesen!“ — („Flieg. Bl.“)

— Merkwürdiger Fall. „Der Rentier Huber bleibt bei Ihren Jagden nie aus, Herr Förster?“ — „Niemals, der kommt jeder Einladung nach und fehlt doch immer.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Der Sturm, der in den letzten Tagen an der deutschen Küste, besonders an der Ostsee wüthete, hat zahlreiche weitere Schiffsunfälle verursacht. Bei der Insel Nieps und dem Bultstovriff (bei Wismar) strandeten mehrere Segelschiffe. — Eine Anzahl von Küstenorten ist zum theil unter Wasser gesetzt. Infolge eines durch die Sturmfluth verursachten Deichbruchs wurde das Ostseebad Statendorf überschwemmt. Die Bewohner mußten in den Nachbarorten Unterkunft suchen. — Unweit Fraserburgh ist der Dampfer „Nelli“ mit der ganzen Besatzung untergegangen. — Die Maschine geht noch. Beim „Hann. Cour.“ sind für 1. April bisher 35 Bismarckgedichte eingelaufen. — Wegen eines unter Mißbrauch der Amtsgewalt begangenen unsittlichen Angriffs auf eine Strafgefängene wurde ein Gefängnißaufseher in Mannheim in Haft genommen. — Die Gutsverwaltung des Fürsten Liechtenstein verklagte beim Bezirksgericht in Ungarisch-Grabisch nicht weniger als 350 Inassen der Gemeinden Knuowitz und Altstadt wegen „Holzdiebstahls“. Der Diebstahl soll darin bestehen, daß die armen Leute ohne Bewilligung der Gutsverwaltung in den fürstlichen Waldungen dürres Holz (Reißig) sammelten, um nicht im Winter sammt ihren Familien zu erfrieren. Der Fürst ist einer der reichsten Grundmaguaten Oesterreichs. — Durch Lawinen wurden in Zermatt 32 Gebäude, darunter 2 Wohnhäuser, niedergedrückt. — Der frühere Rechtsanwalt Frh Friedmann hat jetzt in Verbindung mit dem früheren Kapellmeister Paul Linde in Paris eine Theater-Agentur aufgethan. Bureauchef des Unternehmens ist der ehemalige Direktor des Berliner Belle-Alliance-Theaters, Charles Maurice. — Der vor kurzem verstorbene irische Lordkanzler Ball hat den Engländern 226000 M. gefostet, trotzdem er nur von 1875 bis 1880 sein Amt inne hatte. Er hat 18 Jahre lang 80000 M. jährliche Pension erhalten. — Von der Pest. Kairo, 25. März. Wie amtlich gemeldet wird, sind in Jeddah drei Personen an der Pest gestorben. — Nach einer Meldung aus Konstantinopel vom Sonnabend stieß das der Schiffabrits-Gesellschaft Mahsuse gehörige Schiff „Caplan“ mit einem englischen Schiff zusammen und ging unter. Ein zweites Schiff derselben Gesellschaft, „Sakaria“, scheiterte im Golf von Smid. — Ein gesunder Mensch mit gutem Appetit und mittlerem Durste soll nach einer neueren Berechnung, wenn er siebzig Jahre alt geworden ist, 1930 Zentner Nahrungstoffe in festem oder flüssigem Zustande in sich aufgenommen haben. —